

HERBST IN KASTILIEN

Landschaft und Menschen am Rande der Sierra / Von Hanns Decke

In kleines Dorf am Südrande des Gredos-Gebirges, das mit seinem lang hingestreckten wuchtigen Kamm die Kastilische Sprache — man spricht nicht spanisch, sondern kastilisch — hat für Gebirge das Wort Sierra, das Säge bedeutet. Und so sehen sie auch aus, diese zackigen, felsigen Ketten, die gleich einer Riesenhaut dieses Land in zwei Teile zerlegen. Scharf, spitz, frostig schneiden die gigantischen Zähne in den blauen, wolkenlosen Herbsthimmel, hundert Kilometer lang, schroff ansteigend aus einer Niederung, die an Fruchtbarkeit, Bächen und Tälern zwischen den mächtig anstehenden Hügelketten, die die «Sägen» in ihren Grundfesten zu stützen scheinen, liegt der Flecken Piedrales. Aus den grauen Granitsteinen der Berge schauen, heben sich seine niedrigen Häuser kaum aus dem Gesamtbild der Landschaft heraus, bis auf den viereckigen, vierschötigen Turm an der Stirnseite der Kirche, die, auf einem Vorsprung errichtet, ist, auf einem steilen Platz bedeckt. Ein stilles, leeres Storchennest auf einer der flachen Pyramiden des Turmdaches wartet geduldig auf den Tag von San Blas, den dritten Februar, an dem es sich plötzlich wieder mit seinem breitbeschwungenen Ehepaar bevölkert, um ihm für wenige Monate als Liebesnest und Heim für die junge Brut zu dienen.

Am hohen Ufer eines breiten, mit Felsbrocken und rundgewaschenen Steinblöcken angefüllten Bachbettes, das das Dorf in zwei Hälften trennt, und in dem jetzt nach dem trockenen Sommer nur ein schmächsiges Rinnsal plätschert, führt ein Karrenweg ins Gebirge. Kaum ist das letzte Häuschen hinter dir, bist du im Reich der Edelkastanien. Überall stehen die mächtigen, jahrhundertalten Baumriesen, auf Wiese und Acker, am Rand der Straßen und in der Lichung des Pinienwaldes, mit ihren weit ausladenden Ästen und vollem Laubwerk, das sich noch zu zollen. Zwischen den Blättern strecken die Früchte ihre stacheligen Kugeln heraus. Wie schwere Regentropfen, wie Manna, fallen sie losgelöst durch ihre eigene Schwere auf den Boden.

In den ersten Morgenstunden wandert das Dorf aus. Alles, was sich regen kann, zieht mit Körben und Binsentassen, Beuteln und Säcken zur Kastanienlese. Die einen sammeln auf ihrem eigenen Besitz, die anderen in den Bergen, die der Gemeinde gehören, wobei sie eine geringe Abgabe entrichten. Die Jungen und Mädel singen und scherzen und bücken sich leicht und behende. Der alte Grossmutter fällt es schwerer, aber auch sie muss mit ihren schwachen Kräften zum Einbringen der Ernte beisteuern. Bis noch an den Fuss der felsigen Kämme, bis zur Baumgrenze, die hier mehr als 1000 Meter über dem Tal liegt, wachsen verstreut Gruppen von Edelkastanien, deren Sagen nicht ungenutzt liegenbleiben. Schmale Steige führen den Fels zu Hain, durch den Farn und durch dichtet, halbanscheinend hat, durch Ginstereisbush und über unsicherer Geröll runder Kiesel.

Am Abend schneit nach langer Regen schwer schneit, die langweilige Abfolge herunter, in Bagelung der müden Männer und Frauen, die der früh scheidenden Sonne ihre Grüsse in volkstümlichen Copsa senden. Und so geht es jeden Tag, bis die letzte Kastanie gelöst ist. Die Kastanien sind gefunden, um im Winter ihre Reise in dem Magen eines schwarzen Landschweines prosaisch zu vollenden.

Die Berge sind grosszügig. Verschwenderisch schenken sie alles, was sie haben, was auf ihren wuchert, gedeiht und Früchte trägt. Wir wandern die Forstwege und Pfade bergauf, unauffällig und



Kastilianische Bauern in Sonntagstracht

steil bergauf. Der dunkle Fichtenwald weicht einem kahlen Schlag, der mit immergrünen Zerreichen bestanden ist. Es grünt um uns herum. Ein Rudel Stiere sucht sich ein schneidendes schmackhaftes Ei, eine vorzügliche und kostenlose Nahrung geben. Wochenlang bleibt der Hirtenhund mit seinen Schützlingen oben. Nachts geht er in ein kleines Steingehäuse, das über einem der melancholischen Tönen eines Kuhhorns, denen sie folgen. Sie verlieren sich ebenso wie die Ziegen, die zwischen den höchsten Gesteinszinnen die letzten Grashalme vor dem Winter äsen, denn sie sind eher aufgewachsen, Kinder der Freiheit und Natur.

Die Schweinezeit spielt im spanischen Hochland eine grosse Rolle. Die meist tiefgeschwarzen, hochbeinigen Tiere versorgen den Haushalt des Bauern mit Fleisch und Fett. Da es gewöhnlich im Haus die Nahrung für sie mangeln, laufen sie Wurzeln herum und «weiden» was sie Wurzeln oder sonst etwas für sie Genießbares ergreifen und ausgraben können. Im Herbst werden sie dann in die Berge getrieben, die ihnen zuerst die kleinen Eichen der deutschen Steineiche und anschließend die Früchte der spanischen Abart freigelegt vor die Füsse werfen. Ist das Feld abgegrast, kommen sie ins Dorf zurück und werden nun mit den aufgeschulten Kastanien und dem Mais des kleinen Ackers gemästet und schlachtreif gemacht.

Nach einer mehrstündigen Wanderung und einem äusserst beschwerlichen Klettern kamen wir auf der Passhöhe an. Auf der grünen, saftigen Alm, einer Oase in dem Einsamkeit zwischen zwei jäh emporsteigenden, steilen Gipfeln, sitzt ein kleiner Kessel aus Stein und schmort sich über einem Feuerholz-Kartoffeln in der eisernen Pfanne. Kaum, dass er «Guten Tag» sagt. Die Einsamkeit macht die Menschen wortkarg. Seine Ziegen hängen wie schwarze Punkte hoch oben an den Felsen. Ein Adelpaar sind es, Stadtherr, von denen man uns erzählt — zieht seine Kreise durch die weite Welt, die er kreist, und unsere Köpfe aus weiter Ferne leises Kugelspiel, das an- und abschwillt mit dem Wehen des Windes, der nicht weiss, wie er sich durch das Labyrinth der Berge winden soll. Die weite Welt liegt zitternd im Sonnenlicht vor den Augen. Nach Norden die unendliche Ebene des alten Kastiliens, der Wiege Spaniens, flimmernd im Dunst der warmen Herbstluft, nach Süden das Tal des Tietar und hinter die grauen Berge von Toledo und Guadalupe, letzter Anblick im brechenden Auge des gewaltigen Caesars, wie ihn der Spanier nennt, des Kaisers Karl V., der sich krank und müde das nicht allzu ferne Kloster Yuste zu seinem Sterbort erwählt hatte.

Im Windschatten eines Ginstereisbushes ruhen wir mit offenen Augen, als Hufschlag die Stille unterbricht. Da kommt ein Reiter herauf. Zuerst erscheint der Kopf, eingehüllt in eine bunte Decke, so dass nur die Augen frei sind. Mühsam sucht sich das Pferd freien Tritt in dem Gestein des Weges, und gebückt und mit dem Rücken der Gestalt auf seinem Bild in diesem tiefen Schweigen. Wortlos zieht es vorbei, über die Kämme des Passes, hinunter in eine andere Welt. Uns bleibt die singende, singende, ergreifende Stille der tausendjährigen, ewig gleichen, niemals entäußernden Natur zurück.

Wir folgten dem Pfad, den der Reiter verlassen hatte. Eichen, Kastanien, Büsche blaugrüner Majoranas duften fast betäubend, Minze sprosst am Boden. Auf steilem Zickzack schneidet ein Pfad hinunter, vorbei an einem Felsen mit mächtigen steilen Klüften, erreicht er wie wieder den Nadelwald in halber Höhe über Piedrales.

Es sind Fichten und Pinien, durch die wir wandern. Ihre grossen, dunklen Zapfen, die einen Durchmesser von einer Handbreit haben, liegen verstreut auf dem Nadelteppich. Die Kerne der Samen sind wohlgeschmeckt, kende Vorknabe. Man legt den Zapfen auf eine heisse Herdplatte oder neben glühende Kohlen, dann sträuben sich die Schuppen auseinander und geben den Samen frei. Die harzreichen Gehäuse dienen zum Anfeuchten des Feuerholzes in Kaminen und sind besser als Papier und Späne. Das Sammeln der Zapfen ist eine weitere Beschäftigung der Dorfbewohner. Die Fichten sind Produzenten des Terpentinharzes. Alle neun Jahre wird die Rinde ein bis zwei Meter über der Wurzel angeschliffen und ein schmalen Streifen abgeschält. Ein unter die Schnittstelle gebundenes Tüpfchen nimmt den zähen, tropfenweise heraussickernden Saft auf. Ist der Behälter voll, wird er gewechselt, bis sich der Saft ausgegossen hat. Die gute Mutter Natur heilt die Wunde, damit der Mensch sie später an einer anderen Stelle erntungslos wieder öffnet.

Je weiter wir ins Tiefland kommen, desto zahlreicher werden die Korkeichen. Auch sie, die oft uralten knorrigen Riesen, die zwei Meter kaum umspannen können, müssen sich eine schmerzhaft Operation gefallen lassen. In Abständen von 3 bis 10 Jahren, je nach der gewünschten Dicke des Korkes, werden sie ihrer Rinde entkleidet. Die Haut unter ihr ist rostbraun, wenn sich frisch geschält blutrot, ein seltsamer Anblick in dem Dunkelgrün des Waldes. Ein Korkeichenhain liefert dem Besitzer eine regelmäßige Verzinsung, ohne dass er sich um die Pflege seines Geschäftes zu sorgen braucht. So ist es schon, so lange man den Wein, der auf dem Nachbarfeld reift, auf Flaschen zu stellen und zu suppliert.

Es ist ein wunderbarer Landschafts- und Menschenbild. Das Dorf, das der Mensch zum Leben braucht, erhält er geschenkt, er muss sich nur bücken. Aus dem Grun der nahen Berge haut er die Quadern für sein Haus, das er mit den Holzleihen der Dorfbewohner deckt. Böhlen, Fensterbänke und Türen wachsen im Walde. Wenn es die Feldarbeit erlaubt, zieht er mit seinem Esel oder Maultier aus und holt sich gratis und franks Reispel und Ginstar für Kamin und Herd. Nie fehlt es ihm an Feuerholz oder Holzkohle aus dem Meiler des Brenners für das messingne Heizecken unter dem Tisch der Küche, den Alm und Wiese Futter liefern. Fleisch, Speck und Würste das Schwein, Nutzleier der Eichen und Kastanien. Olivenöl aus den Früchten der eigenen Bäume quetscht die primitive Presse des Nachbarn, der mit einem Teil des Ertrages entlohnt und ohne Ergeiz. Sie sind auch recht gesund, wie es die pausbackigen, stets lustigen und strammenden Kinder zeigen, obwohl man gewiss, was die moderne Hygiene auf allen ihren Gebieten betrifft, rückständig ist. Aber das kümmert die nicht, die es nicht besser wissen. Und kann man schließlich nicht ohne Rundfunk und die anderen Erzeugnisse der Zivilisation glücklich sein?

Und darauf kommt es schliesslich an. Ein nachdenklicher Schluss aus der kastilianischen Herbstwanderung.

Seine Sandalen schneidet er sich aus abgelegenen Autoreifen. Man könnte diese Beispiele noch viel weiter ausspinnen und aus ihnen einen Roman zimmern, den als Leitmotiv die Wertlosigkeit des Geldes durchzieht. Wenn brauchen diese Menschen Geld? Die Natur schenkt ihnen praktisch alles und fordert dafür nur eine geringe Arbeitsleistung als Gegengabe. Die Gemeinde ist eine Autarkie reinster Art. In der der Tauschhandel die Grundlage bildet. Arbeit wird nicht bezahlt, denn sie wird von den Familienmitgliedern geleistet. Das deren genügend vorhanden sind, dafür sorgt die Mutter. Diese Menschen sind äusserst anspruchslos, nüchtern und ohne Ergeiz. Sie sind auch recht gesund, wie es die pausbackigen, stets lustigen und strammenden Kinder zeigen, obwohl man gewiss, was die moderne Hygiene auf allen ihren Gebieten betrifft, rückständig ist. Aber das kümmert die nicht, die es nicht besser wissen. Und kann man schließlich nicht ohne Rundfunk und die anderen Erzeugnisse der Zivilisation glücklich sein?

Mütterchen Erde

Novellen aus dem kroatischen Bauernleben Von MILE BUDAK

Ein richtiger Mann

(3. Fortsetzung)

«Ich bin keine von denjenigen, die unter fremdem Wams nach Früchten sucht. Das weisst du gut. Aber ich meine, sie ist meines Bräutigams Frau und es steht mir zu, mich um sie zu kümmern, zu beschützen, zu pflegen. Denn das geht nicht mit mir. Ich habe durch die Wand gehört, wie sie sich wäscht, wie ein vornehmcs Fräulein grübelt, spuckt und plustert... Ach, ich kenne das schon. Man müsste dem Perisa, dem armen Kerl, die Augen öffnen, wenn ihn Gott schon mit Blindheit geschlagen hat.

«Menge dich nicht in Gottes Angelegenheiten! antwortete Matulica unwirsch und trat vor das Haus.

«Was hat das schon mit Gott zu tun?», schrie Manda und packte ihn am Ärmel. «Weiss Perisa ein richtiger Mann, Liase? Er ist nicht alles so hingehängt.

«Wenn Perisa zufrieden ist, mag es auch dir recht sein, knurrte Matulica grimmig und riss sich los. «Oho, schau mir einer diesen Teufel an!», meckerte sie, «und so etwas nennt sich Bruder!»

«Halt das Maul!», presste Matulica wütend durch die Zähne. «Du, deine schwägerliche Sorpe hat die verstorbene Maria dort-

hin gebracht, wo sie jetzt ist.» Sprach's und stürmte aus dem Hause und Manda blieb verblüfft allein. Noch nie hatte er so etwas gesagt, obwohl sie schon gemerkt hatte, dass er jedesmal schlecht auf sie zu sprechen war, wenn sie die Rede auf die verstorbene Maria kam. Nun ja, sie hat ja selbst schon darüber nachgedacht und erinnert sich. Aber — ist es vielleicht ihre Schuld, dass sein Bruder so ein Schwächling ist und immer genommen hat? Sie ist daran nicht schuld. Sie erfüllt nur ihre Pflicht, wenn sie ihn als anständige, rechtschaffene Frau und als nächste Anverwandte darauf aufmerksamer macht.

«Ich werde ich es ausführen!», drohte sie mit geballter Faust gegen Matulica, der vor dem Hause an einem Wirtschaftsgesetz bastelte.

Perisa vermisste nichts. Er war glücklich und zufrieden. Geradezu ausgeglichen fühlte er sich. Andja schalt und wärmte wohl ab und zu nach alter Gewohnheit, doch hatte sie sich sehr zum Guten verändert. Sie stiess ihn nicht mehr von sich wie einen räudigen Hund, Gott kann noch geben... Zwar sind sie arm, nur wenig Geld besitzen sie, aber wenigstens in den Händen, könnten sie später mit ihm nach Slavonien ziehen. Dort lässt sich in

den Wäldern ein schöner Batzen verdienen, und bis dahin wird er's schon allein schaffen für die Perisa und die Hemdenchen. Anderes haben sie ja nicht nötig. Auch er trug bis zu seinem fünfzehnten Jahr weder Hose noch Schuhe und trotzdem ist er dabei kerngesund und am Leben geblieben.

Die Lust, die Andja in Barissa Armen genoss, liess sie aufblühen wie eine flammende Sommerblume. Sie hatte das Bedürfnis, nun auch zu Perisa gut zu sein, und empfand darüber aufrichtige Freude. Er stiess sie in seiner Sanftmut und Weichheit nicht mehr so ab, sie höhte ihn nicht mehr, dass es ihm an Männlichkeit gebräche. Sie wünschte auch nicht mehr, diese Männlichkeit ihm herauszufordern, mit ihm zu ringen und zu raufen, ihm zu zeigen, dass er ein Mann ist, der sie nicht mehr zu verachten verdient.

Einige Sonntage brachte sie regelmäßig vom Kirchgang Feigen für die Kinder heim und für Perisa Grüsse von seinem Namensvetter.

«Weil kommst er nicht mehr zu mir?», fragte Perisa einmal. «Was weiss ich. Ich werde ihn nicht danach fragen.» «Natürlich nicht.» «Gewiss war es auch damals nur Zufall, dass er vorbeikam, sagte

Antikes Tor ohne Geschichte

Dieses Tor in Pola — Porta Gemina — wurde im 1. Jahrhundert nach der Zeitwende erbaut, verfiel im Laufe der Jahrhunderte und wird in der Geschichte in keinem Zusammenhang mit irgendwelchen geschichtlichen Ereignissen



genannt. Erde, Schutz und Geröll deckten das Tor nach und nach fast gänzlich zu. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde Porta Gemina regelrecht ausgegraben. Es ist wenig bekannt, dass Pola

1811 nur 786 Einwohner hatte, 379 Männer und 407 Frauen, die halbamtliche Zählung von 1890 ergab für die Stadt 936 Einwohner, während die zu ihr gehörende Umgebung 4592 Einwohner zählte.

Ach dem Gottesdienst beimäugling, bemerkte sie, dass sich Manda und Josipa Barica etwas unterredeten. Sie konnte nicht erkennen, was die beiden einander Geheimnisvolles zu sagen hatten, doch ohne Zweifel betraf es die beiden Barica und Manda verurteilte das Tüchlein mit den Feigen zu und schritt rasch voraus.

«Bei meiner Seele, ich hab's gemerkt, dass sie ihm die Feigen nicht bezahlt hat!», beteuerte die Barica ihrer Begleiterin.

«Eh, eh, meine Liebe. Aber das ist mir lange nicht alles!», sagte der Blick hat du nicht gesehen, dass sie ihm zugeworfen hat? Hör, die Tante Bara, komm morgen mit mir, ich koche uns ein köstliches Kaffee und wir können dann zusammen mancherlei erzählen. Komm ganz bestimmt — da wirst du erst etwas zu sehen bekommen!»

Wenig auf den Spaten nimmt, wenn nur die Karte immer zur rechten Zeit voll beladen wird. Hier kann sich der Finanzrat einmal austoben und tut es, der armlose Meister braucht nicht mehr mit beiden Füssen auf den Spaten zu hüpfen, um ihn ins Erdreich zu stecken, und Herr Lobegast spürt den wunderlichen Ehrgeiz, die eigene Karriere immer ebenso rasch voll zu haben wie die Nachbargruppe, obwohl ihn doch niemand antreibt.

Es geht bei dieser Arbeit durchaus nicht allzu geordnet und auch nicht etwa leise her. Diese Männer, die früher alle ein ehrsamcs Gewerbe trieben oder auch hinter ehrfurchtschenden Pulken und Schreibtischen saßen, können nicht umhin, sich gegenseitig ein wenig zu verspotten, weil sie nun Erdarbeiter geworden sind. Aber es ist ein gutmütiger Spott, sie wollen doch zeigen, dass ihnen diese hier nur eine Kleinigkeit ist und sie leisten können, wenn es darauf ankommt.

Freilich, auf die Dauer tut nach dem das Kreuz von ungewohnten Blicken weh, auch Herrn Lobegast, aber er gönnt sich keine Zeit zum Verschnaufen, damit seine Gruppe nicht etwa zurückbleibt. Fast wider seinen Willen und ganz unbemerkt rutscht er hier in eine Gemeinschaft hinein, in der es weder Rang noch Stand gibt, und in der jeder genau soviel wert ist wie der andere. So verschwinden sie sind, der Spaten hat sie zum gemeinsamen Werk zusammengeführt, er malte ein — dieser Spaten, der eine

IM BLICKFELD DER ADRIA

Fahrverkehr während beschränkter Gefahr. Das Luftschutzamt gibt bekannt, dass während der Zeit nach der Luftwarnung «beschränkter Gefahr» Fahrzeuge jeder Art ihren Weg weiter fortsetzen können.

LAIBACH

Winterhilfe in der Provinz Laibach

Der Präsident der Provinz Laibach General Rupnik, hat einen Aufruf zu Weihnachten und für die Winterhilfe 1944 erlassen. Darin erinnert er an die Not, die dieser Krieg im Lande heraufbeschworen hat, vor allem an das Unglück, das vielen völlig unschuldigen Menschen durch den Feindterror zugefügt worden ist. Daraus ergibt sich für die wohlwollenden Gläubigen, die von Verlusten an Gut und Blut bisher verschont geblieben sind, die doppelte Verpflichtung, den betroffenen Volksgenossen zu helfen, die schwere Last zu tragen, die ihnen der Krieg aufgebürdet hat. Es kann sich dabei selbstverständlich immer nur um eine Linderung der dringenden Notlagen handeln. Das schliesst natürlich nicht aus,

das auch alle jene, die mehr oder weniger etwas verloren haben, sich an der Hilfe beteiligen. Das alles verloren zu haben, ist als nur einiges. Generell erwartet, dass die Winterhilfe einer Demonstration gegen den Kommunismus wird, dass jeder soviel wie irgend möglich dazu beiträgt.

VENEDIG

Im Kampf gegen Banden

Im Kampf gegen Banden im Kärnten fand in der S.S. Apostoli die Beilegung der Gänge ermordeten. Die Venedig durch Maschinengewehre aus dem Hinterhalt geschossen wurden. Im Zuge der bisher gewonnenen Süderfront gelang es, zwei Bandenführer, sechs Bandenangehörige, dem vierfachen Mord waren, gefangen zu nehmen, einem Fluchtversuch wurde von ihnen erschossen und verwundet.

Der Mann mit dem Spaten

Erzählung von August Hinrichs

An einem schönen Herbstmorgen geht ein Mann über die Strasse. Er hat einen hellen Ueberzieher angezogen und trägt in der Linken eine Aktentasche, und in der Rechten eine so dahingehende nicht, denkt wohl, er geht in sein Büro. Aber das hat dieser Mann nicht nötig — er ist seit ganzem Leben lang in ein Büro gegangen, immer die Aktentasche mit dem Frühstückstisch in der Linken, und hat an einem Pult gesessen und Bogen vollgeschrieben, bis er das vorgeschriebene Alter und damit das Ruhegehalt erreicht hatte. Jetzt könnte er sich also seines Lebens freuen, aber er tut es nicht — er sieht sehr verdorren drein, gar nicht fröhlich, und man merkt, dass ihm irgendwas belastet.

Das, was ihn belastet, ist offenbar jener längliche Gegenstand, ganz in Zeitungspapier gehüllt, den er mit sichtbarer Missbilligung bald in der Rechten vor sich her trägt, bald unter den Arm klemmt und schamhaft zu verbergen sucht.

Es gehen mehr Männer in derselben Richtung, und sie tragen alle denselben Gegenstand wie er, nur nicht verhüllt und unentwickelt ganz offen und frei, wie ein Gewehr geschultert, sodass jedermann sehen kann, dass dieser Gegenstand ein Spaten ist.

Herr Lobegast aber hat noch nie

einen Spaten getragen, niemals hat ihn jemand gezwungen, ein solches Werkzeug in die Hand zu nehmen — da ist es kein Wunder, wenn er sich zunächst sehr unglücklich fühlt. Aber er ist ein viel zu pflichtbewusster Beamter, um einer obrigkeitlichen Aufforderung nicht nachzukommen.

Alle Männer mit Spaten streben demselben Ziel zu, einer grünen Rasenfläche vor einem öffentlichen Gebäude, und Herr Lobegast sieht schon von weitem, dass nicht ein einziger seinen Spaten verhilft hat. Da lässt er unauffällig das papierne Tüchlein fallen, und ein Licht kommt ein Spaten, der scheinbar gleich ihm längst im Ruhestand lebte und von unten bis oben verrostet ist. Nun, man soll ruhig wissen, dass er mit einem solchen Ding nicht auf du und du steht, das ist ein Spaten, der sich gegen die mit den Wölfen zu heulen sonnen ist.

Herr Lobegast erfährt, es soll ein Lächeln ausgehen werden, fast so lang wie das grosse Amtsgedächtnis und über mannstief — eine Reiserarbeit. So ein Teich ist nötig, damit die Spritzen Wasser haben, wenn bei einem Bombenangriff etwa die Wasserleitung zerstört ist. Und da alle jüngeren Leute in dieser Kriegszeit anders

zu tun haben, müssen die alten eben einspringen.

Bei der Einteilung möge sich Herr Lobegast zu einer Gruppe, die seiner gesellschaftlichen Stellung entspricht. Sie hat die Aufgabe, zunächst den Rasen abzuheben — eine einfache Sache, Man sticht etwa vierzig bis fünfzig Gröss, bestreut auch hier den nötigen Abstand zu wahren.

Da schlägt ihm jemand von rückwärts auf die Schulter: «Sieh da Lobegast! Nett, dass Sie auch mitmachen!» Er fährt herum und sieht seinen früheren Chef vor sich, aber wie — in zerschlagener Lederjoppe, alten Kniehosen und langschäftigen Stiefeln. Bestirzt stottert er: «Verzeihen, Herr Geheirat, ich wusste nicht, aber der wehrt lächelnd ab, tippt mit dem Finger auf den hellen Ueberzieher und meint: «Das Ding zieh Sie lieber aus, das wird hier nur dreckig!» Beschämt folgt Lobegast dem Rat, fällt das gute Stück zusammen und legt es samt der Aktentasche auf die Einfriedigungsmauer, die hier als Garderobe dient.

Herr Lobegast erfährt, es soll ein Lächeln ausgehen werden, fast so lang wie das grosse Amtsgedächtnis und über mannstief — eine Reiserarbeit. So ein Teich ist nötig, damit die Spritzen Wasser haben, wenn bei einem Bombenangriff etwa die Wasserleitung zerstört ist. Und da alle jüngeren Leute in dieser Kriegszeit anders

zu tun haben, müssen die alten eben einspringen.

Bei der Einteilung möge sich Herr Lobegast zu einer Gruppe, die seiner gesellschaftlichen Stellung entspricht. Sie hat die Aufgabe, zunächst den Rasen abzuheben — eine einfache Sache, Man sticht etwa vierzig bis fünfzig Gröss, bestreut auch hier den nötigen Abstand zu wahren.

Da schlägt ihm jemand von rückwärts auf die Schulter: «Sieh da Lobegast! Nett, dass Sie auch mitmachen!» Er fährt herum und sieht seinen früheren Chef vor sich, aber wie — in zerschlagener Lederjoppe, alten Kniehosen und langschäftigen Stiefeln. Bestirzt stottert er: «Verzeihen, Herr Geheirat, ich wusste nicht, aber der wehrt lächelnd ab, tippt mit dem Finger auf den hellen Ueberzieher und meint: «Das Ding zieh Sie lieber aus, das wird hier nur dreckig!» Beschämt folgt Lobegast dem Rat, fällt das gute Stück zusammen und legt es samt der Aktentasche auf die Einfriedigungsmauer, die hier als Garderobe dient.

Herr Lobegast erfährt, es soll ein Lächeln ausgehen werden, fast so lang wie das grosse Amtsgedächtnis und über mannstief — eine Reiserarbeit. So ein Teich ist nötig, damit die Spritzen Wasser haben, wenn bei einem Bombenangriff etwa die Wasserleitung zerstört ist. Und da alle jüngeren Leute in dieser Kriegszeit anders

DIE LETZTE FLIEGE

Von Herbert Lesiboudois

Die letzte Fliege, trag und fett, sitzt oben am Gerdennbrett. Sie hockt dort unbewegt und still. Ich glaub', dass sie bald sterben wird. Die Zeit ist da. Der Sommer schwindet. Der Fliegenputz geht um im Land. Ich bin nicht so: Komm, Fliege, nach. Noch einmal hier vom Zucker rasch. Auf dass dein Geist im Jenseits nicht mit schlechter Meinung von mir spricht! Mein Ruf, der mild und züchtig lockt, Verhalt, verhalt — die Fliege hockt. Sie hockt und hockt, so trag wie fett, Mick meidend am Gerdennbrett.

Da hat der Zorn mich übermannt! Jedoch (schon mit erhobener Hand) Zerdest du Zornes Aufgebot. Ins Nichts — die Fliege war schon tot.

Spaten zu nehmen. Nur, dass er bei diesen flachen Grassoden, sondern gleich nordische Erdkumpen mit aushebt, die er kaum schleppen kann. Aber das macht nichts — er ist es wohl von seinem Amt her gewohnt, immer die Schaufel recht vor sich zu nehmen.

Alle drei mühen sich redlich, sie werden ordentlich warm dabei. Aber während die Nachbargruppe bald eine lange und ebene Bahn fertiggestellt hat, ist bei ihnen nur ein kleines, jämmerlich zerstücktes und zerhacktes Fleckchen Erde zu sehen. Da greift sich jemand zu ihnen und hilft, ohne viel Worte,

Es scheint ihm gar keine Mühe zu machen, sein blanker Spaten schneidet wie ein Messer — zwei, drei leichte Stiche von oben, dann ein ebenso leichter flacher unter den Rasen hin, fertig! Der gute Finanzrat wischt sich staunend den Schweiß, der Kapellmeister schüttelt verwundert die Künstlermähne, und Herr Lobegast schämt sich ein bisschen, weil es sein alter Hauswart ist, der ihnen hier aus der Patsche hilft.

Als der Rasen entfernt ist, beginnt das eigentliche Schippen. Da ist es gleich, ob einer schlief oder gerade hinfincht und viel oder

wenig auf den Spaten nimmt, wenn nur die Karte immer zur rechten Zeit voll beladen wird. Hier kann sich der Finanzrat einmal austoben und tut es, der armlose Meister braucht nicht mehr mit beiden Füssen auf den Spaten zu hüpfen, um ihn ins Erdreich zu stecken, und Herr Lobegast spürt den wunderlichen Ehrgeiz, die eigene Karriere immer ebenso rasch voll zu haben wie die Nachbargruppe, obwohl ihn doch niemand antreibt.

Es geht bei dieser Arbeit durchaus nicht allzu geordnet und auch nicht etwa leise her. Diese Männer, die früher alle ein ehrsamcs Gewerbe trieben oder auch hinter ehrfurchtschenden Pulken und Schreibtischen saßen, können nicht umhin, sich gegenseitig ein wenig zu verspotten, weil sie nun Erdarbeiter geworden sind. Aber es ist ein gutmütiger Spott, sie wollen doch zeigen, dass ihnen diese hier nur eine Kleinigkeit ist und sie leisten können, wenn es darauf ankommt.

Freilich, auf die Dauer tut nach dem das Kreuz von ungewohnten Blicken weh, auch Herrn Lobegast, aber er gönnt sich keine Zeit zum Verschnaufen, damit seine Gruppe nicht etwa zurückbleibt. Fast wider seinen Willen und ganz unbemerkt rutscht er hier in eine Gemeinschaft hinein, in der es weder Rang noch Stand gibt, und in der jeder genau soviel wert ist wie der andere. So verschwinden sie sind, der Spaten hat sie zum gemeinsamen Werk zusammengeführt, er malte ein — dieser Spaten, der eine

Waffe ist, nicht minder ehrenvoll als das Schwert.

Herr Lobegast schämt sich doch sehr, dass der seine so arg verrostet ist.

Aber siehe da — als nach rechts den Blick zu werfen, Herr Lobegast sieht, dass Herr Lobegast selbst, der er schon gar kein rostiges Ding mehr, wenigstens die untere Hälfte glänzt ebenso blank und schön wie bei den anderen.

Etwas müde, aber in guter Gesellschaft geht Herr Lobegast heim — den Mantel überm Arm, den Spaten frei und offen wie ein Gewehr geschultert.

WIE MENZEL SICH ZU HELFEN WUSSTE

Adolf Menzel hatte im Auftrag des Königs Wilhelm I. von Preussen, des späteren Kaisers, eine Darstellung der Krönung in Königsberg gemalt. Im Gegensatz zu allen anderen war König Augustus höchst unzufrieden mit diesem Bild, auf dem sie schlecht getroffen zu sein glaubte. Menzel hatte sich ihre Ungnade gezogen. Später sollte der berühmte Maler die Abreise des Königs von Berlin im Aquarell darstellen, und um die historischen Treue zu wahren, musste die Krönung zur Rechten des Bildes in der Mitte stehen. Menzel, der nicht auf seine neue Idee, Unwillen der Königin erregte, wusste sich zu helfen: er malte die Königin, wie sie weinend das Gesicht mit dem Taschentuch verdeckte.